

Leseprobe aus Band 20 der edition*fünf*–

**Gina Kaus**  
**Die Schwestern Kleh**

Roman

Mit einem Nachwort von Edda Ziegler

edition*fünf*–

1. Auflage

Neuauflage 2013

© 2013 edition *fünf*

Verlag Silke Weniger, Gräfelfing / Hamburg

herausgegeben von Karen Nölle

im Vertrieb bei Edition Nautilus, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 1933 bei Allert de Lange in Amsterdam.

© Robert M. Kaus, USA

© für das Nachwort: Edda Ziegler 2013

*Lektorat* Karen Nölle, Sophia Jungmann

*Gestaltung, Satz und Herstellung* Kathleen Bernsdorf

*Schriften* ITC Charter, Trade Gothic

*Druck und Bindung* Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-942374-36-1

[www.editionfuenf.de](http://www.editionfuenf.de)

*Für meine Mutter*

————— ***Erster Teil*** —————

**1** Ich weiß nicht, ob ich die Geschichte niederschreiben will, um mein Gewissen zu entlasten oder um den elenden leeren Rest meines Daseins auszufüllen – aber es ist auch einerlei: Niemand wird lesen, was ich schreibe, ich werde es an keine Zeitung, an keinen Verlag schicken. Behüte Gott, dass ich auf meine alten Tage eine Schriftstellerin sein und etwa Geld oder Ehre gewinnen wollte mit dem Bericht über das Unglück der beiden Kinder, die mir wie einer Mutter ans Herz gewachsen waren.

Ich werde auch gar nicht in diese Versuchung kommen, denn mir ist jedes Talent versagt. Schon der Beginn macht mir Schwierigkeiten. Womit soll ich anfangen? Die Dichter verstehen es, mit irgendeinem besonders interessanten Augenblick zu beginnen, und dann erfährt man, ohne es zu merken, von allem Vorangegangenen, soweit es notwendig ist. Ich weiß nicht, wie sie das machen.

Soll ich mit jenem Tag beginnen, an dem ich als Gouvernante in das Haus des Juweliers Kleh kam? Damals waren Irene

und Lotte kleine Mädchen, fünf und drei Jahre alt, unsäglich rührend in den schwarzen Kleidchen, die sie um ihre tote Mutter trugen. Frau Kleh war im Wochenbett gestorben, sie und der Knabe, den Herr Kleh so innig ersehnt hatte. Es war ein sehr trauriges Haus, in das ich da kam, aber wahrscheinlich war es gerade das, was mich gleich im ersten Augenblick das Gefühl der Fremdheit überwinden ließ: Denn auch ich war damals sehr traurig und dachte oft daran, ein Ende zu machen. Ich war fünfunddreißig Jahre alt geworden und hatte begonnen zu begreifen, dass meine Jugend ungenützt dahingegangen war und dass ich mein Leben als Frau verpasst hatte. Ich war schon zu alt, um noch an ein Wunder zu glauben, und zu jung, um mich abzufinden. Ich hätte damals das Zusammenleben mit einer glücklichen Familie, vor allem aber den Anblick einer glücklichen Mutter, kaum ertragen, während diese beiden schwarz gekleideten kleinen Waisenmädchen sofort eine glühende Zärtlichkeit in mir erweckten – wohl einfach deshalb, weil ich so viel Zärtlichkeit in mir aufgespeichert hatte und glücklich war, sie an Bedürftige verschwenden zu können.

Aber ich sehe, dass ich damit beginne, von mir zu sprechen, und das ist wirklich das Letzte, was ich tun möchte. Über mich, eine gealterte Gouvernante, wie tausend andere, lohnte es sich gerade, irgendetwas zu sagen: Bloß über meine beiden Mädchen und über das, was sie in den letzten Jahren durchgemacht haben, will ich sprechen, und ich sehe bereits, dass ich viel später anfangen muss.

Ich glaube, es ist am besten, ich beginne mit jenem Tag, an dem Lotte und ich den herrlichen Ausflug auf den Hochschwab machten. Nicht dass an jenem Tag etwas Besonderes passiert

wäre – aber ich begriff damals zum ersten Mal, dass auch Lotte bereits ein junges Mädchen und kein Kind mehr war.

Wir hatten einen sechsstündigen Marsch hinter uns und rasteten, bereits auf dem Abstieg, am Rand einer Berghalde, die Sonne stand noch sehr hoch, und wir wollten den Rest des gesegneten Augusttages genießen. Dabei hatte ich eigentlich ein schlechtes Gewissen, denn es war Krieg, August 1915, und ich konnte den Gedanken nicht verscheuchen, dass auch in dieser Stunde, da Gottes Sonne so wunderbar auf unsere angenehm ermüdeten Körper brannte, Menschen zu Leichen geschossen und Mütter in abgrundtiefe Verzweiflung gestürzt wurden. Aber es war mir ganz unmöglich, diesen Gedanken auch auf die Kinder auszudehnen. Im Gegenteil: Es dauerte mich unendlich, dass Irene diesen wunderbaren Tag nicht mit uns genießen konnte, weil sie in Bozen weilte, bei Herrn Klehs Schwester, der verwitweten Generalin Hessel, deren Haus seit Kriegsbeginn in ein Spital umgewandelt worden war.

Lotte tauchte beide Hände in die üppige Pflanzenwelt, in der wir mittendrin saßen, rieb sie auseinander, roch daran und hielt sie mir dann an die Nase:

»Weißt du, wonach das riecht, Eula?«

Sie selbst, Lottchen, war es gewesen, die mich so getauft hatte. Als ich ins Haus gekommen war, hatte sie das Wort »Fräulein« noch nicht aussprechen können. Sie hatte »Eula« gesagt, und dabei war es geblieben, auch Irene hatte es angenommen, und sogar Herr Kleh. Mit der Zeit hatte ich vergessen, dass ich einen richtigen Namen habe, auch für mich selbst war ich »Eula« geworden, obwohl es eigentlich gar nicht hübsch klingt und an eine Eule erinnert. Aber das bin ich doch auch, eine alte

Eule, die mit erschrockenen Augen alles Unheil kommen sah und es nicht abwenden konnte.

»Das riecht nach Schwämmen«, erklärte Lotte. »Von Mitte August an riechen alle Nadelwälder nach Schwämmen. Und dann riecht es nach Hitze, nach Ende der Ferien, nach Österreich, und ein ganz klein bisschen nach Pfefferminz.«

»Du solltest Chemikerin werden«, lachte ich, »du kannst ja mit deiner Nase allein ein Laboratorium für die kompliziertesten Analysen aufmachen.«

Lotte schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass ich Chemikerin werde. Nein, alte Eula, das glaube ich nicht.«

»Was denn möchtest du werden?«, fragte ich, und gleichzeitig fiel mir ein, dass es schon merkwürdig genug war, dass ich dies fragte. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, Irene zu fragen, was sie werden wollte. Wie man nicht fragt, was eine Apfelblüte werden mag: Sie wird sich erfüllen, wenn ihre Zeit gekommen ist, sie wird zur Frucht werden, und Irene würde zur Gattin und Mutter werden, niemand, der sie kannte, hätte das bezweifelt.

Aber bei Lotte war das eben etwas anderes. Ich war auch gar nicht verwundert, als sie mit einem wilden und dabei fast harten Gesicht erwiderte:

»Ich möchte etwas – ich möchte *wirklich* etwas werden!« Ich begriff sofort, dass dies hieß: etwas anderes als Gattin und Mutter. Lotte war ehrgeizig. Nicht gerade in der Schule, sie war eher eine schlechte Schülerin, aber bei Spielen war sie schon als kleines Kind sehr ehrgeizig gewesen, und dann hatte sie immer etwas gesucht, um sich hervorzutun. Sie spielte wunderbar Geige, sie malte ausgezeichnet. Sie las die schwierigsten Bücher.



»Ich möchte etwas Aufregendes werden«, sagte sie, »Schauspielerin möchte ich werden oder Weltreisende.« Ich lachte hell auf über die seltsame Alternative. »Ja, da kannst du lachen, so viel du willst! Aber genau so ist das. Ich möchte die *ganze* Welt sehen, nicht bloß ein Teilchen davon, und ich möchte *alle* Menschen bezaubern, nicht bloß einen einzigen, und wenn er auch der herrlichste von allen wäre ...«

»Aber Kind«, sagte ich, »du wirst sehr unglücklich werden, wenn du dir so unmögliche Gedanken machst. Und dein Vater würde es dir auch gar nicht erlauben, weder die Schauspielerlei noch das Weltreisen. Es gibt doch eine Menge ordentlicher Berufe, die das Leben einer Frau ausfüllen können.«

Ich sehe Lotte ganz deutlich vor mir, so wie sie damals im hohen Grase saß, das runde kräftige Kinn auf die hochgezogenen Knie gestützt und die mageren Hände vor den Schienbeinen verschlungen. Ihr braungebranntes Gesicht mit den kirsch-runden Augen glühte. Es glühte nicht von der Hitze und nicht von dem langen Marsch – es glühte von innen. Das ist vielleicht bloß ein ungeschickter Ausdruck von mir, aber es war eben so, dass ich sehr oft, wenn ich Charlotte ansah, ganz gleich ob sie gerade blass oder rot war, den Eindruck hatte, sie glühe.

»Ausfüllt –?«, wiederholte sie, und die Winkel ihres großen, gut geschnittenen Mundes hoben sich ein wenig, das taten sie oft und gaben dem kindlichen Gesicht einen hochmütigen Ausdruck. »Ausfüllt? Das ist es doch nicht, was ich brauche! Ich habe doch hier«, sie tippte auf ihre Brust, »keine Leere. Und hier«, sie tippte auf die Stirn, »auch nicht. Im Gegenteil. Ich glaube, ich habe zu viel – zu viel – ich weiß nicht, wie ich es nennen soll –«

»Zu viele Pferdekräfte?«, scherzte ich. Lotte nickte ernsthaft. Zu viele Pferdekräfte – das war aber wohl doch bloß ein anderer Ausdruck für: zu viel Sehnsucht. Und Sehnsucht ist doch wieder nichts anderes als der Wunsch nach irgendwas zum Haben und Halten – nach einem Inhalt. Bloß dass diese Sehnsucht bei meinem Lottchen nicht sanft, sozusagen nicht sehnsüchtig war, sondern wild, eine Gewalt, die von innen nach außen drängte.

»Hast du nicht auch etwas Besonderes werden wollen, als du jung warst?«, fragte sie.

Und da wunderte ich mich, weil ich gestehen musste, ja, auch ich hatte das gewollt. Es wunderte mich, ja es kam mir geradezu komisch vor, dass auch ich, die zu hässlich war, um einen Mann zu bekommen, zu unbedeutend, um etwas anderes zu erreichen als einen und immer wieder einen neuen Posten als Gouvernante, – dass selbst ich in Lottchens Alter den Wunsch gehabt hatte, mit Schwingen, die mir nicht gegeben waren, mich über die Köpfe anderer Menschen zu erheben.

Aber warum habe ich eigentlich mit diesem Gespräch auf dem Hochschwab begonnen und nicht mit jenem Tag, eine Woche darauf, an dem wirklich alles, wovon ich hier erzählen will, anfang? Ich weiß es nicht mehr, und da es jetzt schon hier steht, mag es auch stehen bleiben. Wohin käme ich denn, wenn ich anfinge, mein Geschreibsel zu verbessern und zu vervollkommen? Aber von nun an, das gelobe ich mir, will ich nicht mehr abschweifen und nur das Wichtige und Notwendige erzählen.

Es begann also, wie gesagt, erst eine Woche später. Und zwar damit, dass Herr Kleh mich in sein Arbeitszimmer kommen ließ. Da wusste ich sogleich, dass es etwas Ernstes war.

Denn Herrn Klehs Arbeitszimmer – ein schmales Kabinett neben dem eigentlichen Juwelenladen – war heilig, niemand, nicht einmal die Kinder, durften es unaufgefordert betreten, und im Laufe von zwölf Jahren war es nur dreimal vorgekommen, dass ich dahin berufen worden war. Denn hier prüfte Herr Kleh mit einer Lupe im Auge und einer kleinen Waage in der Hand die Perlen und bunten Steine, die er in größeren Mengen ankaufte, hier stellte er sie nach den Zeichnungen seines Goldschmiedes für die einzelnen Schmuckstücke zusammen; manchmal, wenn ein Kunde oder ein Lieferant nebenan ins Geschäft trat, musste er alles das liegenlassen, wie es gerade lag, und er wollte ganz allein die Verantwortung dafür tragen, dass nichts fortkam. So hatte er es uns erklärt, denn er war kein Despot, weiß Gott, dass er das nicht war, und wenn er in irgendwas seinen Willen aufsetzte, dann legte er selbst den größten Wert darauf, ihn zu begründen.

Als ich an jenem 24. August das Arbeitskabinett betrat, saß Herr Kleh an seinem verschlossenen Schreibtisch. Schweigend, mit einer Handbewegung wies er mir einen Stuhl. Schweigend reichte er mir einen Brief.

Ich besah den Stempel. Er war aus Bozen. »Von Irene?«, fragte ich.

»Nein, von meiner Schwester.« Herr Kleh wandte mir den Rücken, er trat an das große Fenster, hinter dem das geringe Treiben der vornehmen Straße war. Er stand ganz still, die Hände in den Rocktaschen, und ich könnte wirklich nicht sagen, woran ich so deutlich sah, dass er unbeschreiblich erregt war. Aber ich spürte es so sehr, dass mein Herz gewissermaßen einfro. Ich wagte es nicht, den Brief zu öffnen.